

(Nachdruck verboten.)

Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Auf dem Wehplatz des Ortes, eines Marktfleckens, auf welchem der Maire dem Direktor Descapé seine Vorstellungen zu geben gestattet hatte, waren die männlichen Mitglieder der Truppe emsig beschäftigt, in einer großen Kreislinie den Rasen auszuheben, dessen Schollen sie zu einem kreisrunden kleinen Wall aufeinanderschichteten, der in Gemeinschaft mit in den Boden gerammten Pfählen, die durch Leinen miteinander verbunden waren, die Einfriedigung und Barriere der Arena abgab.

In der Mitte des so hergestellten Kreises war ein hoher Mast aufgerichtet, von dem sich als Dach der Arena aneinandergereihte und mittels Bindfäden zusammengeknüpfte Dreiecke von grüner Leinwand herab erstreckten, während eine große Sackleinwand, die an dem Rande dieses leichten Daches befestigt war und von dort bis auf den Boden herabreichte, die runde Außenwandung des Raumes bildete. An dem Mast, dessen Fuß sich in einem kleinen Hügel weißen Sandes verlor, den man um denselben aufgeworfen hatte, ermöglichte es eine Vorrichtung von einem Tau mit einigen Zugblöcken, einen mit eisernen Gaten besetzten Holzrahmen emporzuziehen und herabzulassen, der bestimmt war, abends fünf oder sechs kleine Petroleumlampen aufzunehmen, zu denen der industriöse Italiener sehr geschickt Reflektoren aus alten Sardinenbüchsen hergestellt hatte. Auf der einen Seite des Mastes lief ein mit dem einen Ende sehr hoch angebrachtes langes Drahtseil entlang, das mit seinem anderen Ende an einem eingerammten Pfahl befestigt war; auf der anderen Seite des Mastes hing etwa acht Fuß hoch über dem Boden ein kleines Trapez, das an einem zwischen hohen Pfosten angebrachten Querbalken befestigt war.

Eine Drehorgel, welche das Orchester im Innern des Platzes abgab: eine Drehorgel mit einigen ausgebrochenen Zähnen und der ein Stück des Bildes fehlte, das sie schmücken sollte, war gegenüber dem Eingang aufgestellt und wartete hier auf irgend ein an der Tür aufgelesenes Kind, und zwar meist ein solches, das, während es mit der einen Hand die Orgel drehte, aus der anderen Hand von einem grünen Apfel aß: dem gewöhnlichen Honorar für die Kapelle der Arena.

Eine Anzahl Bänke, aus Brettern von rohem Holz fabriziert und schnell von dem Tischler des Ortes hergestellt, erhoben sich auf Rasenstufen etagenförmig übereinander. Die ersten Plätze unterschieden sich von den zweiten durch einen Streifen jenes Stoffs, aus dem die Invalidentaschentücher gemacht werden, der platt auf die schmalen Bretter gelegt war und sie nicht ganz bedeckte; sie waren außerdem durch eine Barriere abgegrenzt, die man mit einem Goldpapier beklebt hatte, welches in ovalen Feldern türkische Landschaften, mit Taubenhalbsfarbe auf blauem Grunde gedruckt, umschloß. Schließlich hängte Vater Tommaso eine fein gemalte persische Leinwand auf, die er, man wußte nicht wo, aufgetrieben und die von unten bis oben mit Pfauenschwänzen in natürlicher Größe bedeckt war: eine ungeheure Portière, welche, wenn geschlossen, den Anblick der Kulissen nach außen hin abschneidete, den die Direktion sich bemühte durch das Heranziehen der beiden Wagen und eine Barrikade von spanischen Wänden gegen die Neugier der Nichtzahlenden zu verteidigen.

Dann klebte der Bajazzo zu beiden Seiten der Eingangstür Affischen an, die gleich für die ganze Saison dienten: ausschneiderische Affischen, in denen der Direktor ein Fröbchen von der gleichzeitigen Klugen und naiven Kunst seiner Nennamen, seiner Literatur und sogar seines Latein gab.

Arena-Theater Descapé.

Das Zelt, wasserdicht und mit großen Kosten hergestellt, bietet einen Aufenthalt dar, ebenso sicher, als wenn es ein Gebäude von Stein wäre.

Das Arena-Theater wird abends durch ein System von Petroleumlampen erleuchtet, in denen sich das leuchtende Gas selbst herstellt. Amerikanisches Patent von Pollyday.

Die durchweg vorzüglichsten und berühmtesten Künstler der Gesellschaft sind ohne Rücksicht auf die Kosten aus den ersten Etablissements Europas gewählt.

Zu der Gesellschaft gehören:

Madame Stepanida Descapé.

Curricula regina.

Mlle. Hortense Pataclin.

Die Schlußsüde des Drahtseils und Stern des Arena-Theaters, deren Erscheinung und Produktionen über alle Beschreibung hinausgehen.

M. Louis Kasastens.

Alleiniger und unvergleichlicher Athlet.

Mit der Stärke eines Herkules begabt, fordert er die ganze Welt heraus und hat nie in seinem Leben, seit seiner frühesten Jugend her, keinen gelernt ... was es heißt, geworfen zu werden!

M. Gianni Descapé.

L'Intrepido senza rivale nel trapezo.

Welcher sich bei seinen Egerzitten als das Ideal männlicher Schönheit zeigt.

M. Agapit Cosjegrü.

Welcher mit der Gelehrtheit der Kaufschulproduktionen einen drolligen Witz vereint, dessen einzelne Späße, in einem gedruckten Heft zusammengefaßt, gratis an die Zuschauer des ersten Platzes verabfolgt werden.

M. Tommaso Descapé.

Der Minister beider Welten.

Berühmt durch seine Pantomimen: Der ausgerissene Zahn; Der Bart des Barlocks; Der verzauberte Sack usw., welche er die Ehre hatte, vor Sr. Majestät dem Sultan und dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten aufzuführen.

Zu der Gesellschaft gehört ferner:

Lavikette.

Diese junge Pudelhündin, Ur-Enkelin des berühmten Hundes Minuts, deren Produktionen eine Klugheit des Tieres bekunden, die über alles hinausgeht, was man sich davon vorstellen kann, wird zuletzt die verliebteste Person unter der anwesenden Versammlung bezeichnen.

Die komischen Szenen sind unterhaltend, drollig, von gutem Geschmack, zum Lachen bringend, ohne an das Unanständige oder an irgend etwas zu streifen, das ein junges Mädchen nicht hören dürfte. Den Beschluß der Vorstellung bildet die köstliche Pantomime:

Der verzauberte Sack,

unter Mitwirkung sämtlicher Herren und Damen der Gesellschaft.

Inzwischen waren die kleinen Stufen zu dem Gerüst der Schaubühne vor der Arena hinaufgebracht; schon saß Steucha vor der Bude an dem kleinen Tisch mit der Schublade für die Kasse, schon warf der Bajazzo in das Getöse des Bum-Bum der großen Pauke, des Dröhnens der Posaune und des Schallens der Schritte des Direktors den Schwall einer albernen Witz, und schon haranguierte die „Kopfnuß“ die unter dem Lärmen sich sammelnde, staunende Menge mit den wilden Drehungen ihres Körpers, dem klatschenden Zueinander schlagen ihrer Hände und den gellenden Rufen: „Treten Sie ein, treten Sie ein, meine Herrschaften, die Vorstellung wird sogleich beginnen!“

Außen strahlte die Sonne, und unter dem Zelt, wo das Schlagen der losgegangenen Bindfäden gegen das Leinwanddach das leise prasselnde Geräusch machte, das man auf Segelschiffen zu hören pflegt, herrschte ein angenehmes Dämmerlicht, eine zarte Abschwächung der Farben auf Gesichtern und Sachen, ein kühler Halbschatten, in welchem hier und da ein Sonnenstrahl, der sich durch eine schlecht geschlossene Spalte säh, einen Tanz leuchtender Staubatome in Bewegung setzte. Auf der grauen, ganz vom Licht durchdrungenen Leinwand, welche den Raum umschloß, zeigten sich die Gestalten der außen Vorübergehenden in Schattenrissen von tiefem Schwarz. Aus dem Spalt der großen Gardine mit den Pfauenschwänzen schaute das Gesicht Steuchas, deren Brust und Unterkörper

von dem um sie zusammengezogenen Stoff umhüllt war, als sei sie mit dem Gewebe von all diesen Pfauenschedern bekleidet, mit ihrem bösen Senken der Augenlider in das bleiche Innere des Raumes hinein.

Die Vorstellung sollte beginnen, und mit schmerzlichen Seufzern zog der Herrleser, auf dessen gewaltigen Nacken das helle Tageslicht aus der Eingangstür fiel, seine Erzeugnisse unter der Bank hervor, auf der er saß.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Lehrmädchen.

Von Jacques Constant.

Mit einer dünnen Pelertine auf den Schultern, einen Korb am Arme, lief Sidonie Element nach dem Boulevard Malesherbes.

Sie warf einen raschen Blick auf die große Uhr in der Rue Rohale: Schon zehn Minuten vor neun! Ohne sich daran zu kehren, daß der Schmutz der nassen Straße an ihren dünnen Waden emporspritzte, begann sie zu rennen. Ihr schmutzblonder Zopf, an dem ein Band hing, langte unter dem unförmigen Strohhut hin und her. Durch die weitgeöffneten Rasenflügel atmete sie die Luft mit einem pfeifenden Tone ein, ihr sommerproffiges Gesicht überzog sich mit einer vorübergehenden Röte, während sie sich ihren angstvollen Gedanken hingab: O weh! Schon wieder zu spät! Diesmal würde die Leiterin der Schneiderwerkstatt ihr sicher eine Rüge erteilen! Dabei hatte sie sich gar nicht unterweges aufgehalten! Aber von der Rue Sazo, ganz hoch oben in Belleville, bis zur Madeleine war es ein gutes Stück Weges. Und dann hatte sie, bevor sie wegging, ihr Hemd und ihr einziges Paar Strümpfe, die sie am Abend vorher gewaschen hatte, plätten müssen, weil sie die Nacht über nicht getrocknet waren.

Heutzutage wurde sie morgens nie fertig. Sie mußte die Stube aufräumen, die Betten machen, die Mittagsuppe für den Vater bereiten, den kleinen Bruder anziehen und in die Schule bringen. Und wenn sie irgend etwas vergaß oder nicht gut machte, dann gab es Ohrfeigen! Selbst wenn er nüchtern war, hatte der Vater Element eine harte Hand und seit dem Tode seiner Ehehälfte bekam Sidonie die doppelte Portion.

Aber sie konnte den höhnischen Nähmädchen doch nicht alle diese Einzelheiten erzählen? Und vorausgesetzt, sie täte es, würde Mademoiselle Marcelle solche Entschuldigungen gelten lassen? Denn sie war nicht sehr sanft gegen die armen Lehrmädchen, sie war es eigentlich gegen niemand. Ihre zusammengekniffenen Lippen öffneten sich nur für böse Worte und Schelten. Was half es ihr, so hübsch zu sein, da sie so boshaft war! Wenn Sidonie wenigstens schon seit längerer Zeit angestellt gewesen wäre? Doch sie war erst seit acht Tagen im Hause David, Wolff u. Co. Vorher arbeitete sie in der Rue de la Paix, bei Rose Lemarquais, in einem feinen Schneideratelier, in dem jedermann nett zu ihr war und wo sie oft ein Trinkgeld bekam. Aber sie war ein Pechvogel. Infolge einer ungeschickten Bewegung hatte sie eine Flasche voll Maschinennöl über ein fertiges Kleid gegossen. Man entließ sie natürlich auf der Stelle, und harte Worte und Schläge hatte sie zu Hause über sich ergehen lassen müssen, als sie dem Vater die Nachricht mitteilte.

Mit klopfendem Herzen betrat sie das Haus und wollte ganz leise die Treppe hinauflaufen, aber die Hesterin trat ihr in den Weg:

„Du kommst zwanzig Minuten zu spät!“

In der Schneiderwerkstätte waren tatsächlich die Lehrmädchen schon damit beschäftigt, die Tische abzuwischen, die Stühle aufzustellen und Stednadeln zu verteilen.

Um neun Uhr stellten sich die Nähmädchen zu zweien oder dreien ein. Sie benahmen sich wie schwachhafte Papageien, und ihr fortgesetztes Lachen hallte in dem hohen Raume laut wieder. Die guten Freundinnen lüfteten sich geräuschvoll auf die Wangen. Man erzählte sich allerlei Geflätsch: „Ach, ich muß Dir noch erzählen! . . .“ Man teilte sich häßliche Geschichten im Flüstertone mit. Dann wurden Taschenspiegel und kleine Bleischnädel hervorgezogen; man puderte sich das Gesicht, man lämmte sich die Lädchen aus oder steckte das Haar von neuem auf, wenn der Knoten nicht gut geraten war.

Doch plötzlich wurde es mäuschenstill. Die Directrice trat ein. Mit einem hochmütigen Gesicht überblickte sie die ganze Werkstätte. Seitdem das Automobil des Grafen Sazan sie jeden Abend abholen kam und seitdem sie auf ein schönes Vermögen spekulierte, das ihre Gunstbezeugungen ihr nach und nach einbringen mußten, hatte sie das Benehmen einer Königin. Sie betrachtete ihre Kameraden als Untergebene.

Wie ein Gewitter fiel sie über Sidonie her.

„Ich verlange, daß Du Punkt halb neun hier bist, wie es in diesem Hause üblich ist. Entweder, oder . . .“

Da gewahrte sie den Strahenschmutz auf dem Rock des Lehrmädchens.

„Du siehst aus wie ein Schmierfink. Du mußt Dich reinlicher kleiden.“

Bittere Tränen flogen dem Kinde in die Augen. Aber sie schwieg. Es hätte sie sehr gerechtmäßig, wenn sie gestanden hätte,

daß sie kein zweites Kleid besaß. Sie rechnete im Geiste: Wie könnte sie sich bei einer Einnahme von vier Francs fünfzig ein neues Kleid kaufen! . . . Eine sicherhafte Geschäftigkeit herrschte in der Schneiderwerkstatt. In den vier Stadwerken summierte es von oben bis unten, wie in einem Bienenhaus. Leicht und flink liefen die Nadeln durch die teuren Stoffe, die Seide knirschte unter den Scheeren, die Bügelleisen glitten über das dampfende Kleiderfutter, die Maschinen schnurrten. Von der einen gerufen, von der anderen gescholten, stürzten die Lehnmädchen treppauf, treppab, aus den Salons in das Warenlager, aus der Werkstatt auf die Straße.

„Sidonie, bring Mademoiselle Octavie eine Zwirnrolle und die Schachtel mit der Seide . . . Reiß Dich und geh die Tüte nicht so nach.“

„Germaine, schnell Vortel!“

„Rachel, geh, hol mir die Knöpfe für die Taille der alten Leih.“

„Hör mal, Kleine! Kauf mir ein Beaufort fürs Mittagessen und Essiggurken! Ich habe eine unabweisliche Lust auf Essiggurken.“

Nachdem sie stundenlang herumgesprungen waren, konnten die Lehrmädchen sich endlich zu den jüngsten Näherinnen setzen . . .

Sidonie wurde wieder heiter. Im Laufe des Nachmittags hatte sie kein Tadel getroffen, und die Strafrede vom Morgen war schon vergessen . . . Zur großen Freude sämtlicher Nähmädchen tanzte sie mit Germaine eine Matinée hinter dem Rücken der Directrice.

Letztere blickte verständnislos zu den Lachenden hinüber. Sie war zerstreut und träumerisch und besah von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen ihre linke Hand. An dem Mittelfinger blinkte ein prachtvoller grünlischer Stein, in Gold gefaßt.

„Sieh sie nur an,“ flüsterte Germaine Sidonie zu; „sie ist in ihre Finger verliebt!“

„In ihrem Ring, willst Du wohl sagen!“

„Richtig, sie hat einen neuen, den ich noch nicht gesehen habe. Wahrscheinlich ein Geschenk von ihrem Grafen! Ein Smaragd, meine liebe Sidonie! Das war immer mein Traum! Was? Ach! doch nicht so, dumme Gans, er würde sich an meinem Finger gerade so gut ausnehmen, wie an ihrem . . .“

Um sechs Uhr herrschte tiefes Schweigen unter den emsig Arbeitenden. Man wollte fertig werden, um den Abend frei zu sein. Plötzlich stieß Mademoiselle Marcelle einen Schreieschrei aus.

„Mein Ring? Wo ist mein Ring?“

Alle Köpfe erhoben sich von der Arbeit; einige in ihrer Nähe Sitzenden halfen der Directrice suchen. Man durchsuchte die Stoffabfälle auf dem Tisch und auf dem Boden.

„Ich habe ihn abgenommen, um mir die Hände vor dem Vesperbrot zu waschen.“

Auf dem Waschtisch fand man ihn nicht. Die Schneiderinnen sahen sich verlegen an. Ein schwerer Verdacht schwebte über ihnen.

„Mademoiselle, wir wollen keinen solchen Verdacht auf uns ruhen lassen. Durchsuchen Sie unsere Taschen.“

Die siebenundzwanzig Nähmädchen traten eine nach der anderen vor. Weder ihre Kleideraschen, noch ihre Handbeutel enthielten den Ring.

„Nun kommen die Kinder an die Reihe!“

Die drei Lehrmädchen, Germaine, Rachel und Sidonie, standen auf und bretteten das Prinzesskleid, aus dem sie die Heftfäden herausgezogen, über eine Stuhllehne. Als Rachel sich von dem Stuhle entfernte, fiel das Kleid auf den Boden. Man hörte zu gleicher Zeit einen leichten, metallischen Klang.

„So geht doch acht!“

Mademoiselle lief schnell herbei, um das Gewand aufzuheben. Da sah sie ihren Ring auf dem Boden liegen. Die drei Lehrmädchen erblickten.

„Ich denke, es ist schwer, den Diebstahl zu leugnen. Wer ist die Schuldige?“

„Ich nicht!“ beteuerte Germaine.

„Ich auch nicht!“ antwortete Sidonie.

„Ich auch nicht!“ sagte Rachel.

Ihre Gesichter blieben undurchdringlich.

„Laßt uns einmal sehen, wer von den dreien es wohl sein könnte,“ rief die Directrice, „ich denke, wir können für Germaine, die seit zwei Jahren hier ist, einsehen?“

„O ja!“ antworteten die Nähmädchen.

„Was Rachel betrifft . . .“

„Sie war es auch nicht.“

„Dann könnte es nur noch die zuletzt Eingetretene sein. Da läteß besser daran, zu gestehen, Kleine, sei nicht so feige!“

Mißbilligendes Murren erhob sich.

„Sieher hat sie den Ring gefohlen! Sie sieht immer aus wie eine Dudmäusetin! Hinaus mit der Diebin!“ . . .

Sidonies Verteidigung war nicht überzeugend genug, um sie von dem Verdacht, der auf ihr ruhte, zu befreien. Lautes Geschrei überlante ihre Unschuldbetuerungen. Man zahlte ihr den Restlohn aus und in einigen Minuten stand sie arbeitslos auf der Straße. In Pelzwerk gehüllte Frauen schritten an ihr vorüber, während sie vor Schmerz gedrückt und vom Winde gepfeift, durch den eisigen Regen dahinschritt. Auf dem Fahrwege rüdten elegante Wagen unaufhörlich auf den Wink des weißen Stabes

der Polizeibeamten vor. Der blaue Schein der elektrischen Brenner warf seine Strahlen auf den Straßenschlamm. Sidonie wurde sich ihrer Armut, ihrer Häßlichkeit und ihres großen Unglücks bewußt. Sie schlachte bitterlich. Die ganze Ungerechtigkeit des Lebens lag erdrückend auf ihren vierzehn Jahren. Mechanisch bog sie in die Rue Royale ein und stand kurz darauf vor der Seine. Sie stieg die Treppe hinauf und betrachtete schauernd die schwarze Masse, auf der Misse Flecke in Regenbogenfarben erglänzten. Bei dem Gedanken an die Todeskammer, die sie ergreifen würde, schauerte sie zureut.

„Mut! Eins! ... Zwei! ...“
 Als sie drei zählen wollte, dachte sie an ihr Brüderchen Georges, das jeden Abend mit Ungeduld auf sie wartete, um seine Suppe zu essen. Wie würde er weinen, wenn sie nicht käme. Nein sie hatte wirklich nicht das Recht, ihn allein zu lassen. Da stieg sie wieder den Quai hinauf und ihre in zu großen Schuhen steckenden Füße mühsam nachschleppend, machte sie sich auf den Weg nach Belleville. Ihr schwacher Rücken baugte sich schon bei dem Gedanken an die Schläge, die ihr bevorstanden!

Deutsch von Margarete Raud.

Kleines feuilleton.

Aus dem „sibirischen Vagabund“. Eine erschütternde Schilderung der furchtbaren Leiden und Entbehrungen, die die russischen Verbannung, heute noch wie vor zwanzig Jahren, in den öden eis- und schneebedeckten Ebenen Kolymas im nördlichsten Sibirien erdulden müssen, gibt, wie wir in der „Independance belge“ lesen, der bekannte russische Schriftsteller Lane. Acht und ein halbes Jahr hat Lane in jener Hölle verbringen müssen, hat die Genossen um sich untergehen sehen, einen nach dem anderen, durch Selbstmord, durch Hunger oder in der Nacht des Wahnsinns, meist junge Leute, die als „politisch Verdächtige“ auf fünf oder zehn Jahre in diesen Bezirk verbannt wurden, aus dem nur die wenigsten heimkehrten. „Die Reise nach Kolyma währte 18 Monate, meine Verbannung insgesamt zehn Jahre.“ so beginnt Lane seine in ihrer einfachen Knappheit doppelt ergreifende Schilderung. „Zwanzig Jahre war ich alt, als ich verhaftet wurde. Mein Verbrechen war, daß ich liberale Anschauungen geäußert habe. Unter meinen Leidensgefährten befand sich noch ein sechzehnjähriger Knabe und ein Gymnasiast von fünfzehn Jahren. Insgesamt waren wir einige fünfzig „Politische“. So kamen wir endlich nach Kolyma, dem nennnten Kreise der sibirischen Hölle. In einem großen, leeren, halbverfallenen Hause richteten wir uns ein, so gut es gehen wollte. Wir trugen russische Kleidung, den engen Frotte, Pelzmütze, dicke wollene Fausthandschuhe. Aber auch in dieser Kleidung war es qualvoll, in jene Regionen einzudringen. Oft schrien wir auf vor Schmerz, wenn wir die erfrorenen Hände an einer Flamme zu erwärmen versuchten. In unserem gemeinsamen Hause in Kolyma war es da wenigstens besser: wir hatten Wärme. Aber ein anderes Leiden hatte unser: Hunger. Die Regierung verkaufte zwar Mehl — das Pfund zu 50 Kopeken —, aber woher sollten wir Geld nehmen? Wir aßen angefaulten Lachs, gefrorenes Fleisch, wir tranken Tee. Aber die Portionen waren zu klein, sie reichten nicht aus. Man muß sie uns zu wie Säufbrüchigen den letzten Proviant. Und der Hunger schlang sein Szepter. Die Opfer drängten sich um die Küche, die Frauen der Deportierten belagerten die Kochstelle. Alle Augen ruhten gierig auf dem großen Kessel. Wenn der Aufseher einen Augenblick unachtsam war, dann gleiten hastig nackte Hände in das brodelnde Wasser, nur um irgend etwas zum Essen zu erlangen. Nur irgend etwas zum Essen. ... Hin und wieder, wenn die Leidenszeit eines Kameraden abgelaufen war, dann veranstaltete man so etwas wie ein Fest. Aus Gerstenmehl wurden Kuchen gebacken und manchmal gar kam es zu einem besonderen Gedächtnis: Ferkelfleisch. Dann aßen die Ausgebürgerten, aßen, bis der geschwächte Magen revoltierte. ... Aber diese Feste waren selten und sie waren teuer. Besonders schlimm wüthete der Hunger in den Frühjahrsmonaten, im April, im Mai. Nirgends Fleisch, kaum hier und dort ein Fisch, nirgends Fett. Die Hungerstrot flopfte dann selbst bei den Beamten an, dem Polizeimeister und bei dem Geistlichen. Die Kunde schwanke vor Schwäche, starb einer vor Erstickung, so gab das einen Festbraten für die Kameraden. Die Priester und die Polizeileute ertränkten dann ihren Hunger in Brannwein. „Wir aber hatten keinen. ... Wir warteten über die weite Schneefläche, am helllichten Tage schlafend, erschöpft, halbtot. Ich erinnere mich, daß ich von einer Tür ein Stück Leder abriß; das gab Suppe für zwei Tage. Wir umschlichen die lauernde Wölfe die Depot; manchmal lagen da Klumpen verdirbener Rehlis, die man fortgeworfen hatte. Alles wurde erasst und verschlungen. ... Wachsferzenstummel wurden gesammelt, geschmolzen und verzehrt. ... So war unser materielles Dasein. Aber unseren Gemüthszustand zu schildern, das ist unmöglich. Jeder verschloß sein Leid, seinenummer, seinen Ingrim in sich.“ Zwei lange Monate währte die Winternacht. Auf der Straße ward jeder Atemzug zu einem heißen Knirschen. Im Wald aber herrschte die Stille des Todes. Kein Tier, keine Nahrung, nirgends, nirgends. Das Bild war südwärts geflohen. Der Wind hatte aufgehört; nicht ein Zweig bewegte sich. Es war, als ob alles auf immer zu Ende wäre. „Und doch lebten wir noch, wir harrten der Post. Dreimal im

Jahre kam sie mit Zeitungen, mit Briefen, die älter waren als sechs Monate. Einige von uns erhielten ein Jahr lang kein Lebenszeichen, manche noch länger nichts. Einer von uns, der seit achtzehn Monaten nichts mehr von „Dahem“ gehört hatte, empfing eines Tages einen Abschiedsgruß von seiner Mutter. Auf dem Sterbebette hatte sie noch mit zitternder Hand an den einzigen Sohn einen letzten Gruß geschrieben. Ich werde die Verzweiflung des jungen Menschen nie vergessen. Wir mußten ihr überwachen, um ihn am Selbstmord zu verhindern. Wie viele haben dort unten so geendet! Ich erinnere mich einer langen Reihe von Kameraden; der junge Edelmann stürzte sich in den Fluß; Subomsky erhängte sich. Jankowitsch und Wolmann wurden wahnsinnig. Janof zerschmetterte sich den Schädel. ... Ich könnte die entsetzliche Liste fortsetzen. ...“

Musik.

Romische Oper. Als im Jahre 1866 zu Prag Friedrich Smetanas romische Oper „Die verkaufte Braut“ zum ersten Male herauskam, wurde damit etwas wie eine „neuböhmische Musik“ geschaffen. Dann kamen weitere Opern desselben Komponisten, z. B. „Dakob“ und „Der Kuß“. Vom Jahre 1874 an entstand des Komponisten Hauptwerk auf instrumentalem Gebiet: die symphonische Dichtung „Mein Vaterland“ in sechs Teilen. In Berlin haben wir einige Teile von ihr und die drei genannten Opern bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Auch uns konnte der Vergleich mit Mozart nicht entgehen, der längst bei der Betrachtung Smetanas in Gebrauch ist. Die erstgenannte Oper erinnert sogar, trotz eines grundverschiedenen Textes, an die „Entführung aus dem Serail“ von Mozart, deren Wiederbesetzung uns gerade bevorsteht. Wer überflüssig ist von dem anspruchsvollen Neuesten, wird an dieser, scheinbar nur anspruchslosen Musik eine besondere Erquickung finden. Es handelt sich nicht bloß um die tschechischen Nationalweisen, deren Eigenart der Komponist namentlich in Tänzen zur Geltung bringt; es handelt sich vor allem um eine sowohl sprechende wie auch melodische Musik überhaupt, die in manchen Ensemblestücken zu gewichtigen Gesangsaufgaben ansteigt. Der Gedanke an das Geschick des Komponisten, (1824—1884), der gleich Beethoven bald der Laubzeit verfiel, mag noch ein besonderes Moment in unser Interesse hineinbringen. Auch die Fortsetzung der „neuböhmischen“ Schule könnte uns in Berlin noch etwas näher gebracht werden. Ihr klingenster Name ist Anton Dvorjak (1841—1904), mit dem allerdings in Oesterreich etwas viel Klänge gemacht worden ist (eine Wiederholung des Falles Brahms), von dessen Opern wir aber hier gern einmal eine kennen lernen würden.

Vor fünf und vor zwei Jahren hat unsere sommerliche Korrespondenz die „Verkaufte Braut“ ausgeführt. Man mußte damals viel Rücksicht üben, um sich des Meisterwerkes genügend zu freuen. Nun hat unsere „Romische Oper“ am Dienstag den Besiz mit zureichenderen Kräften unternommen. Die idyllische Lyrik und feine Humoristik des Werkes waren natürlich die Grundlagen des tatsächlichen Erfolges. Dazu kamen nun die wohlbelannten Künste dieser Bühne. Das Streben nach einer möglichst realistischen Darstellung hob das Schauspielische über das Gesangsliche und in diesem wieder die Charakteristik über die Sangesfähigkeit. Etwas gefährlich dürfte die diesmal sehr merkwürdige Tendenz sein, daß aus irgendeiner weichen Stelle eine härtere mit enormer Behemung herausgeschleudert wird; eine Gefahr namentlich für die zarte und in den unteren Partien etwas schwache, sonst freilich sehr gut durchgebildete Stimme von Lola de Padilla. In ihren Händen lag die Rolle der Braut, die den einen Sohn des Großbauern heiraten soll, aber den angeblich verschollenen anderen Sohn liebt und trotz aller Bemühungen des Heiratsvermittlers schließlich doch durch eine List des Geliebten diesen bekommt. In der Partie des Geliebten erfreute Franz Kaval durch seinen hellstrahlenden Tenor; in der des Heiratsvermittlers Ludwig Wankler durch sein reichhaltiges Spiel; in der Partie des aufgedrängten Bräutigams Peter Kreuder mit seinem gut vorfichtig behandelten Bassbariton. Auch die übrigen Partien würden noch mancherlei zu sagen geben.

Ein Hauptverdienst der Aufführung war die Auflösung der Chormassen in kleinere Gruppen und sogar in individuelle Leistungen. Darin hat die Regie (Maximilian Moris) seit längerem Wertvolles geleistet, bei dem sie mit Recht bleiben mag. Anders ist es mit der allzu merkwürdigen Verklärung und Forcierung, man möchte sagen: Verzappelung des jenseitigen Spielers. Hier wird die angestrebte Natürlichkeit zu einer Künstlichkeit, die gleich der Parfümierung den Zug zu einem immer unerträglicheren Mehr in sich trägt. Das Publikum fällt natürlich größtenteils auf derlei herein; und ein in spitzfindiger Weise forcirtes Duett mußte sogar wiederholt werden — womit wir denn glücklich wieder bei der angeblich überwundenen alten Opernspielerei angelangt sind.

Erziehung und Unterricht.

Märchenvereine. Im ersten Novemberheft des „Kunstwarts“ gibt Franz Diederich folgende Anregung: Die letzten Jahre haben das Märchen erzählen mehr und mehr zur Entwidlung gebracht. Man weiß doch wenigstens schon hier und da, was man nicht machen darf. Wie man nun am besten bei Veranstaltung solcher Märchenstunden verfährt, das freilich ist noch nicht ganz erforscht Neuland. Sehr oft aber mißlingen sie halb und ganz, weil man nicht Zeit genug fand, alles genügend im einzelnen zu

erwägen und zu ordnen. Man besinnt sich oft nicht viel früher als bei den ersten Weihnachtsvorboten auf den Plan, einen Märchenabend für Kinder zu organisieren. Oft genug kommt es erst zum Werke, wenn längst eins der Hütchen, mit dem die Theater alljährlich monatelang Kasse machen, die Märchenlust überwuchert und vergiftet hat. Iher in den Märchenzerzählstunden, die nun, da Gallen, Voigtländer, Teubner Glasbilder von ihren Kunstblättern zur Verfügung stellen, sehr gut und mit geringen Kosten auch die Schlust befriedigen können, läßt sich, sollte man meinen, eine ganz wirksame Gegenwehr gegen die weihnachtlichen Theatergreuel schaffen. Nur muß System in die Arbeit kommen. Man muß beizeiten beginnen und von einem festen Mittelpunkte aus das Ganze mit Voraussicht ordnen. In die Reihe all der zur Kunstpflege, Kunstszziehung und Volksbildung entstandenen Vereine könnten als sehr nützlichcs Glied örtliche Märchenvereine treten.

O weh, eine neue Sorte Verein! Prüfen wir, vielleicht ist so doch ein besonders gangbarer Weg gewonnen, der da sichert, daß die aufgewendete Mühe nicht so leicht vergeblich ist. Das Märchen-erzählen kann nicht in großen Sälen geschehen, die tausend und mehr Kinder fassen. Ein Raum für hundert und zweihundert Kinder wäre groß genug. Natürlich nicht, daß so viele Kinder hören müßten. Je kleiner die Zahl, um so besser. Aber Tausende von Kindern möchten hören und sollten auch gefunden werden. Man braucht also eine ganze Reihe von Wiederholungen eines Abends. Und dann achte man einmal darauf: will man alle Kinder, die gekommen sind, fesseln, so dürfen nicht fünf Reihen dem Erzähler nah und alle übrigen fern und die letzten unsinnig fern sitzen. Die Stimme des Erzählers muß für jedes Ohr mit ganzer Deutlichkeit all ihrer feinen Herzlichkeit wirken. Hier kann nur eins helfen: Märchenstunden sind kein Theaterspiel und keine Konzertveranstaltung, also weg mit dem Schaubühnenpodium für die Märchenzerzählerin! Man schiebe das einfache, niedrige schmale Podium — es braucht nicht höher als ein Fenstertritt zu sein — in ein tiefes Halbrund von Sitzreihen hinein, und wenn dann die vorderen Sitzreihen aus kleinen Bänken für die Kleineren bestehen, so läßt sich für die dahinter auf Stühlen Sitzenden die wichtige Bedingung leichter erfüllen, daß auch sie der Erzählerin nah sein können. Natürlich verursachen solche Änderungen Kosten, aber ein Verein, der darauf ausgeht, eine lange Reihe von Märchenstunden zu schaffen, und der namentlich die Eltern gewinnen muß, denen die Vereinsbeiträge durch Eintrittskarten vergolten werden, wird das Erforderliche schaffen können. Eine einzelne Veranstaltung kann das nicht. Ein Verein aber ist auch das Mittel, Erzähler zu finden und zu schulen. Daran fehlt's. Einzelne tauchen auf, viele braucht man. Und es sind viele vorhanden; mit Schauspielerinnen, Lehrerinnen erschöpft sich der Kreis nicht, die eigentliche Welt, wo Märchenzerzähler wohnen und gedeihen, ist vielleicht doch immer noch die Kinderstube: manche Mutter hat sich dort erworben, was gerade die Märchenstube schön machen kann. Es wäre eine edle Aufgabe, wenn solche Frauen sich jahrüber zusammenfänden und planten und erprobten, was sie zur Weihnachtszeit den tausend und abertausend Kindern an Märchengeist schenken wollen. Also: bildet Märchenvereine! Und wo schon Vereine sind, die sich der Kunstpflege widmen, da mag von diesen der Anstoß ausgehen. Jetzt ist gerade die rechte Zeit, ans Werk zu gehen. Viele Märchen sind rechte Erzieher zum Hinführen zu allem Schönen in der Natur, und wer will denn auch behaupten, nur die Schneemonde um die Weihnachtszeit hin seien die Zeit, wo das Kinderherz dem Märchen offen steht?

Humoristisches.

— Heroen. Einst legte der deutsche Siegfried ein blankes Schwert zwischen sich und sein Gemahl, — heute tut's eine Wasserschüssel.

— Neue Moralbegriffe. Und es begab sich, daß ein gewisser Kavaller von Tiefenburg unter Anklage stand. Drohend schwebte das Schwert des Paragraphe 175 über seinem Haupte. Da klang es denn wahrhaft betreibend, als sein Anwalt im Schluß des Plaidoyers folgendes ausführte: Man hat meinen Klienten arger sittlicher Verfehlungen beschuldigt. Durch den Gang der Verhandlung ist es erwiesen worden, daß alle diese Verdächtigungen auf leerem Gerede beruhen.

Die Zeugin Amanda Butschke hat unter ihrem Eide ausgesagt, daß der Angeklagte vor sieben Jahren ein Verhältnis mit ihr gehabt hat. Mit ihr persönlich. Um ihren Bruder, der damals bei der Kavallerie diente, hat sich der Angeklagte gar nicht gekümmert. Er hat die Amanda Butschke allerdings bald darauf leichtsinnig verlassen, aber nur um sofort fünf neue Verhältnisse anzufangen. Und zwar ausschließlich mit Mädchen und Frauen. Sein intimster Freund mußte ihn die Treppe hinunterwerfen, da er ihn in järtlicher Umkleung mit seiner Gattin betraf. Der Angeklagte war somit durchaus normal veranlagt. Und an meinen Klier'en, diesen hervorragend Normalen, diesen Schürzenjäger, diesen Herumtreiber, diesen Venuspriester, diesen Mädchenfänger hat sich solche infame Verdächtigung heranwagen dürfen! Sprechen Sie ihn frei und geben Sie damit zu erkennen, daß an dem Wüstling, den zu verteidigen ich die Ehre habe, nicht der Schatten eines Wortwurfs hängen bleibt! (Donnernde Bravorufe) („Luftige Blätter“.)

— Das zugkräftige Programm. Hans Pfitzner, der im musikalischen Deutschland nicht ganz unbekannt komponist der „Rose im Liebesgarten“, wollte in Köln, der frohen Stadt, einen Wiederabend veranstalten, mietete einen Saal und ging hin. Es kam aber kein einziger zahlender Gast. Das Konzert fand nicht statt. Als Mann von Humor hat Pfitzner dieses Ereignis in einem hübschen Lied besungen, worin es heißt:

Trog Melame, Wildern und Affichen
Und Notizen in dem Zeitungsblatt,
Konnt' er keinen Mensch in Köln erwischen,
Der drei Mark für das Konzert gegeben hat.
D'rum, o Jüngling, merk' dir diese Lehre:
Komme nie in Kunst nach Köln gereift,
Außer, wenn du stammst von einem Millionäre,
Oder aber du etwa Puccini heißt.
Die Geschichte endete noch heiter,
Wenn auch anders, als zuerst gedacht;
Der Bassist, der reiste schleunig weiter,
Der Vertoner speiste noch zu Nacht.
Und er sagte schmunzelnd sich im stillen:
„Nächstes Mal, da bin ich nicht so dumm,
Und ganz Köln wird mir den Saal erfüllen,
Wenn ich mache folgendes Programm:
Ich fungiere als Klavierbegleiter,
Spiele Vieder von der Diga Molitor,
Wörder Gau dreht mir die Blätter weiter,
Und Graf Kuno Moltke trägt die Vieder vor.“

Wenn der Autor von allen Zeitungen, die diese fürchterliche Begebenheit nachbruden, Nachdruckshonorar erhebt, wird er immerhin noch auf seine Kosten kommen.

Notizen.

— Theaternotizen. Bautenburg, der „Unbergeflücht“, dem die Berliner Theaterwelt eine so gelungene Abschiedsfeier zurüstete, als er nach Wien übersiedelte, dankte als Direktor des Wiener Maimund-Theaters ab und hat außerdem 24000 Kronen Konventionalstrafe zu zahlen. Ob die Berliner Freunderl nun wohl eine ebenso gelungene Empfangsfeier veranstalten, wenn er nach dem glänzenden Fiasto wieder nach Berlin kommt? Vielleicht wird aber irgendwo eine Professur für französische Sprache frei. — Björn Björnson, des alten Björnson Sohn, hat die Leitung des National-Theaters in Kristiania niedergelegt. Das Auslandsopspiel der Frau Dyhwad, von dem nicht viel Nühmliches zu sagen war, dürfte den letzten Anstoß dazu gegeben haben. — Herr v. Poffart, ehemals Intendant des Münchener Hoftheaters, bayerische Czzeleuz, mit der Verpflichtung, diesen erhabenen Titel durch Schauspielerlei im Kostüme nicht zu verunzieren, ist von der amerikanischen Sängerin Nordica eingeladen worden, an ihrem nach Bayreuther Muster am Hudson geplanten Theater Regisseur zu werden. Wenn der immer noch Latenzlustige annimmt, haben die Bayern zum Schaden einer hohen Pension den Spott, daß ihr fähiger Theaterleiter drüben wirkt, während Herr v. Speidel, der vom Truppenkommando zum Bühnenleiter berufene, allmählich lernt, wer Heibel war.

— Spottmünzen. Zu den seltensten Münzen gehören, wie wir in der „Presl. Bzg.“ lesen, „Zwölfer“, die König Friedrich II. mit Locken und langem Bart, wie ihn die polnischen Juden trugen, darstellten. Bekanntlich bestand zwischen dem König und Kaiserin Elisabeth eine erbitterte persönliche Feindschaft; der Grund lag hauptsächlich in dem bitteren Spott, womit der König die „Schwächen“ der eiteln Regentin geißelte. Als die Russen nun Ostpreußen besetzt hatten, ließ die Kaiserin in der Münze zu Königsberg Zwölfer-großstücke (halbe Taler) prägen, die Friedrichs Bild als polnischen Juden zeigten. Friedrich wieder rächte sich dadurch, daß er diese Zwölfer in Berlin, jedoch mit dem Königsberger Münzzeichen, herstellen ließ; vorher wurden jedoch einige Wuchstaben der Umchrift umgekehrt, so daß ein arger, hier nicht wiederzugebender Schimpf der Kaiserin herauskam. Nach dem Kriege wurden die Münzen von beiden Seiten eifrig aufgekauft, so daß sie heute sehr selten sind. Ein nicht minder seltenes Stück stempelt Friedrich zum Diebe. Nach der ersten Teilung Polens brachte es ein polnischer Münzmeister durch Veränderung der Zwischenräume der Aufschrift fertig, aus „Ein Reichstaler“ zu machen „Ein Reich stahl er“.

— Die Kunst im Volkshause. Die Arbeiterkchaft Stockholms ist bestrebt, ihr „Folkets hus“ mit den besten Werken der bildenden Kunst zu schmücken, vor allem mit solchen Werken, die dem Leben und Kampf der Arbeiter gewidmet sind und ihrem Fühlen und Denken lebendigen Ausdruck geben. Die neueste Erwerbung ist Konstantin Meuniers „Hafenarbeiter“, der nun in Bronze gegossen, in der großen Halle des Stockholmer Volkshauses emporragt. Bei der Enthüllungsfest hielt „Socialdemokraten“ Redakteur Carlsson eine Rede, in der er u. a. sagte: „Aus der Welt der Arbeit, aus dem weiten und gestaltenreichen Gebiet der Gegenwartarbeit steigt sie empor vor unseren Augen, diese Gestalt männlicher Kraft. Sie ist gewissermaßen ein Symbol all der jungen Kräfte unserer Zeit, die die Zukunft schaffen.“ —